

LAMPEDUSA



POZZALLO

SUCHE
10.-17.2014

do my job. Ich stehe neben einem Offizier der Guardia costiera. Der vom strahlenden Weiß seiner Uniform abgelenkte Blick fällt auf die im Hafen stationierten Schiffe



Der Neue Hafen von Lampedusa

der Küstenwache - schwimmende graue Corpi, vielfach bestückt mit Antennen und Radarschirmen, andere weiß und rundum mit orangefarbenen Luftkissen gepolstert. Das Gebäude liegt erhöht, der Schriftzug Guardia Costiera zieht sich in großen Lettern über die gesamte Front. Der Offizier wollte mir eigentlich nur noch den Weg zum Capo della Guardia di Finanza weisen, jetzt spricht er weiter. Seine Worte werden begleitet von den Bewegungen seiner Hände, deren Innenflächen unentwegt aneinander reiben. Ich hatte ihn gefragt, ob ihn die menschlichen Tragödien, die sich bei jeder Meeresüberquerung in den Booten abspielen, berühren.

I do my job, hatte er geantwortet, dann beschleunigt sich sein Sprechen. Die Aufgabe der Küstenwache sei eigentlich die Grenzkontrolle und Grenzsicherung, sie aber seien es, die versuchen würden die Immigranten zu retten, mit Schiffen, die sich dafür nicht wirklich eigneten. Oft gäbe es zu wenig Platz, um alle an Bord zu nehmen. Immer weiter hinaus aufs Meer müssten sie mit ihren Booten, um die, die da kommen, rechtzeitig, vor dem Kentern, vor dem Verdursten, vor dem Tod durch Schwäche oder dem Ertrinken auf den letzten Metern vor der Küste aufzuspüren.

Seine Zeit in Lampedusa läuft in wenigen Wochen ab, dann kann er zurück nach Rom. Die Erleichterung ist spürbar. Die Belastungen für diejenigen, die die Menschen aus der See ziehen und sie erstversorgen sind enorm. „Fast immer“, erzählt mir Tage später der 16-jährige Muhtar, „sterben Menschen in den Booten. In meinem Boot waren es Zehn.“ Zehn von 120.

Die Ruhe auf Lampedusa bezeichnet der Offizier als Schein. Offiziell wurde das Centro d'accoglienza auf der Insel 2013 geschlossen, nachdem die Zustände im Erstaufnahmelager durch zigfache Überbelegung unhaltbar geworden waren. Nurmehr wenige Boote mit Immigranten erreichen jetzt die Küste Lampedusas. Aufgegriffen von der Guardia Costiera oder der Finanzpolizei, werden die Ankömmlinge von den Einsatzkräfte direkt mit Schnellbooten nach Sizilien transferiert. Die meisten peilen inzwischen von vornherein eine Landung in den Häfen von Porto Empedocle, Syracuse oder Pozzallo an. Soweit das überhaupt möglich ist. „Nach einer Nacht auf dem Meer, weiß niemand mehr, wo er ist“, hatte Muhtar gesagt. „Wir drehten uns im Kreis. Ohne Wasser ohne Essen.“

Anfang Juli diesen Jahres erreichten dennoch an einem einzigen Wochenende 1500 Menschen ihr Ziel Lampedusa. Eines der Boot schipperte bis in den Hafen, so wie es Anfang 2000er Jahre üblich war, als noch keine „Frontex“ Dienst tat und lange bevor die Spezialeinheit „Mare Nostrum“ gegründet wurde. „Damals stiegen die Flüchtlinge, so sie dazu noch in der Lage waren, aus ihren Booten, gingen in eine Bar und fragten, wo sich der Bahnhof befände und wann der nächste Zug nach Rom fahre“. Es ist das einzige mal in unserem zweistündigen Gespräch, dass Theodora beim Erzählen dieser Anekdote lacht. Ansonsten ist die vielleicht Dreißigjährige zuweilen den Tränen sehr nahe. Vor Jahren aus dem Norden Italiens zugezogen gehört sie zu den Aktivisten von

Askavusa. Das Kollektiv, 2005 von einer Gruppe Lampedusanis um den Künstler und Cantautore Giacomo Sferlazzo gegründet, kämpft für eine andere europäische Migrationspolitik und erhebt schwere Vorwürfe gegen die existierenden Regelungen, bzw. deren exekutiven Organe, massive Verletzungen von Men-



Das Museum Porto „M“ | Askavusa

schenrechten und Untätigkeit gehören dazu. Schuhe baumeln von der Decke des kleinen Museums „Porto M“, das von Askavusa begründet und eingerichtet wurde. In Regalen geordnet, finden sich Objekte, die Zeugnis ablegen von dem Wagemut der Menschen, die von der Küste Libyens aufgebrochen sind, um ihre Leben zu retten oder um sich den Raum zu erobern, der die Verwirklichung ihrer Träume zulässt. Diejenigen, für die es ein Ankommen gibt, steigen fast nackt aus den Booten aus. Was sie auf dem Leib trugen, die paar Habseligkeiten, die sie mitgenommen haben, bleiben auf den Planken liegen. Die Briefe, Kochtöpfe und Wasserflaschen, die die Mitglieder von Askavusa aus den Schiffswracks gerettet haben, sprechen von Menschen, nicht von Immigranten. „Askavusa“ ist das sizilianische Dialektwort für „barfuß“. Eine Weltkarte spannt sich über eine der Wandflächen des Museums „Porto M“, dessen Name eine Assoziationskette von M-Worten auslöst: „Meer“, „Migration“, „Militarisierung“, „Madonna di Porto Salvo“. Die Welt als textiles Relief besteht aus den abgestreiften Kleidern der Ankömmlinge.

Das kleine Apartmenthotel „La Salina“ liegt direkt am Neuen Hafen der Insel. Wir können die Einsätze der Guardia Costiera beobachten. Wir sehen vom Balkon aus den Schiffsfriedhof ineinandergeschobener, sich stapelnder, verschachtelte Boote, die auch als Trümmer noch immer schön sind mit ihren blau- weiß-roten Anstrichen und ihrem elegant geschwungenen Körper. Splitter von in den Himmel

ragenden, zerborstenen Planken speißen Wolken auf. Als „Body of Proof“ liegen sie seit Jahren da. „Sie sind Beweismittel und dürfen deswegen nicht zerstört werden“, erklärt mir eine Angestellte der Kommune. Sie sind Mahnmal und Sinnbild der Hoffnung, der Tragödie und der Ohnmacht.



Während wir auf dem Balkon frühstücken sticht ein vierfach bestückter Hubschrauberträger ins Meer. Theodora vermutet, dass bei weitem nicht alle Menschen von den Ein-
satzeinheiten gerettet werden, dass wissentlich Menschen dem Tod auf

See überlassen werden. Sie sagt auch, dass es Fischer gibt, die keine Fische mehr Fischen, sondern tote Körper

Den ganzen Tag über kreisen die Hubschrauber über der Insel mit ihren 6000 Einwohnern



Lampedusa ist steinig, ein paar Ohrenkakteen setzen ab und zu grüne Akzente, vereinzelt wachsen Agaven über die Häuser hinaus. Eine niedrige Buschpflanze riecht wohl, wenn man ihre öligen Blätter zwischen den Fingern zerreibt. Über die Insel verteilt, verweisen eingezäunte Militäranlagen auf den Ausnahmezustand, in dem sich die Insel über ein Jahrzehnt befand. „Die, die am letzten Sonntag angekommen sind, sind noch da.“ Die junge Frau, die in einem der Restaurants am Hafen bedient, hat ihre Stimme abgesenkt, als würde sie mir etwas Verbotenes mitteilen. „Verstehen Sie mich nicht falsch. Die bekommen Essen im Centro, ein Bett und alles was sie brauchen. Nur hier auf der Straße wollen wir sie nicht mehr sehen.“ Je nach Standpunkt wird von „ihnen“ als Immigranten oder „Clandestini“ gesprochen. Die Bedienung verwendet letztere Bezeichnung: Für sie sind es Illegale.

Sie kreist mit ihrem Finger ein Gebiet auf der Inselkarte ein, auf dem sich das Centro befinden soll.

Kein Schild weist den Weg. Wer hin will, muss in der schattenlosen Hitze suchen und fragen. Das kann dauern.

Die moderne Anlage liegt in einer schmalen Schlucht und ist durch die umgebenden Hügel vor jeder Einsicht geschützt. Meterhohe Zäune umgeben das von



Centro d'accoglienza, Lampedusa

bewaffnetem Militär bewachte Areal. Obwohl offiziell stillgelegt, werden an einem Trakt gerade Fenster eingebaut. Wir hören Stimmen, dunkelhäutige Menschen spazieren über den Hof. Zwei Frauen fallen mir auf, sie tragen identische Kleidung, eine Art blau-roter Jogginganzüge. Wir suchen den Weg vom Hügel zum Haupteingang. Drei Soldaten beziehen Posten hinter dem Tor. Sie geben keinerlei Auskunft. Die Situation ist unangenehm und erzeugt das Gefühl etwas Unrechtes zu tun.

Wer sich über die Insel bewegen will, braucht ein Fahrzeug. Die Vermietung von Autos und Rollern bietet den Lampedusani während der Sommermonate eine gute Einnahmequelle. Die Insel hat ihren eigenen kleinen Tourismus, die Gäste kommen vornehmlich aus Norditalien, in den teureren Restaurants trifft man nicht selten Hauptstädter. Das beste Geschäft lässt sich mit den „Renndromedaren“ machen, einem offenen, mit 2CV-Technik-ausgestatteten Citroën. Wir erwischen keinen der beliebten Méharis mehr, mieten stattdessen für den zweiten Tag unseres Aufenthaltes ein Moped. Im Hafen ist Betrieb. Schwarze Jeeps reihen sich vor der Zufahrt zur Hafenmauer, die zur militärischen Sperrzone gehört, auf. An den Unterarmen der Soldaten baumelt der Mundschutz. Ein kleine Gruppe von Afrikaner harrt geschlossen an der Mauer aus, bis sich die Menschen als kleiner Zug in Bewegung setzen und zum schwarzen Reisebus mit der Aufschrift Centro d'accoglienza geleitet werden. Eskortiert von Fahrzeugen mit Blaulicht verschwindet die Kolonne Richtung Inselinneres. Dramen werden in Diskretion verwandelt.

Das Büro des Commandate, Capo della Guardia di Finanza, liegt am Neuen Hafen. Versehentlich lande ich mit meiner Anfrage zuerst am benachbarten Schreibtisch eines Zollbeamten, der ebenfalls aus Rom zum Dienst auf der Insel abbeordert wurde. Er versteht mich zwar nicht, scheint sich aber über meinen Besuch zu freuen und geleitet mich nach kurzem Smalltalk zum Chef der Finanzpolizei. Der Kopf des Beamten erscheint eingerahmt von Urkunden, die ihn für sein humanitäres Handeln auszeichnen und die gesamte Wand in seinem Rücken täfeln. „Ich verstehe

Sie“, sagt er, „aber die Boote gehören nicht uns. Wenden Sie sich an die Prefettura in Agrigento. Versuchen Sie es.“ Ich hatte ihm gesagt, dass ich ein Boot von Lampedusa nach Berlin holen möchte. An einen Spind ist ein Bild der „Madonna di Porto Salvo“, der Schutzheiligen Lampedusas geheftet. „Die Madonna“, denke ich, „hat eine schwere Zeit.“

Jeder auf Lampedusa ist in das Problem der Migration übers Meer involviert. Jeder sieht und beurteilt es anders.

An der westlichen Inselspitze fallen die Klippen dreißig Meter tief ab in klares, blau-türkisfarbenes Gewässer. Das umliegende Gebiet ist einmal mehr als militärische Zone ausgewiesen. Unmittelbar neben einem eingezäunten Areal und seinen Radarschirmen liegen drei Boote. Ihre blauen Anstriche leuchten, umlaufende Streifen in kräftigen Farben dekorieren die Bordseiten. Sie sind mit Eleganz an diesem Ort gestrandet. Schwer vorstellbar, wer und aus welchem Grund die Schiffe über die unwegsame Inselstraße bis hierher transportiert hat.



Im Näherkommen verwandelt sich das freundliche Bild unter strahlendem Himmel in ein Trümmerfeld. Der Boden eines aus der Ferne nicht sichtbare Schlauchbootes ist übersät mit Wasserflaschen und Batterien von Trinkpäckchen mit Orangenektar, an denen noch die Strohhalme kleben, dazwischen eine Luftpumpe. Der Schrecken ob des unheilvollen Blickes trifft das Auge unvorbereitet. In der Verheerung werden Kleidungsstücke von Frauen, Männern und Kindern deutlich, Schuhe, einzeln und paarweise. Verstreut zwischen den Booten liegen Rettungswesten. Die karge Wiese, die die Boote umgibt ist durchsetzt von Objektteilen, die vom Wind aus den Booten getragen wurde.



Wie alt war wohl der Junge, der die Fahrt übers Meer mit einer Spiderman-Mütze wagte? Konnte sie ihm jene Superkräfte verleihen und in ihm den „Spinnensinn“ wecken, der vor Gefahren warnt?

Das Moped seufzt, die Nadel der Tankanzeige verharrt am rechten unter Rand. Die zwei Tankstellen der Insel liegen neun Kilometer entfernt, an den beiden Häfen. Wir machen uns auf den Weg. Sollten wir keine Hilfe finden, würde der Rückweg zu Fuß, das Moped schiebend, ungefähr zwei Stunden dauern. Es sind dann zwei Ragazzi aus Rom, die ihre Spazierfahrt zu unseren Gunsten unterbrechen und dreißig Minuten später aus einer Wasserflasche zwei Liter Benzin in den Tank unseres Gefährtes füllen.

Im Hotel packe ich Einweghandschuhe in eine große Falttasche. Mit Sonnenuntergang fahren wir zurück zu den drei Schiffen und dem Schlauchboot, in denen vermutlich etwa 500 Menschen die Fahrt übers Mittelmeer überlebt haben. Die Frau, die das ärmellose Kleid mit Rosendruck und Glitzereffekt auf blauem Grund getragen



hat, muss groß und kräftig gewesen sein. Ich schichte Kleidungsstücke in die Tasche, wähle einige Schuhe aus, hebe vom Boden des Schlauchbootes eine halb gefüllte Flasche mit Wasser auf, decke die Sammlung mit zwei Rettungsschwimmwesten ab. Das Moped hängt tief, als wir langsam in unser Apartment zurückfahren. Die Kleidungsstück hänge ich an Bügeln auf dem Balkon unserer Ferienwohnung auf. Die Bluse mit den schönen Knöpfen, der Trainingsanzug, die Adidas Hose, die karierte Spielhose, die hellblaue Jacke aus Kunstleder, drei Schirmmützen, – eine ganz normale Auswahl von Kleidern. Einerseits.

Ich dusche mich.



Zum Endspiel der Campionato mondiale setzen wir uns an einen der kleinen Plastiktische, die auf der Hafemole ein provisorisches Restaurant markieren. Die Schilder am Imbisswagen werben für Kebap und einen Burger, der „Lampedusino“ genannt wird. Die Sonne geht im Frittieröl baden, Reflexe schimmern auf dem Bildschirm, der neben der Bude aufgebaut wurde. Die Stimmung ist mäßig, das Finale Deutschland-Argentinier scheint die Inselbewohner nicht sonderlich zu interessieren. Die erste Torchance für Argentinien lässt auf Sympathietendenzen zu Gunsten der Südameri-



kaner schließen. Die meisten Gäste verlassen nach dem Essen den Quai. Die Kommentatoren von RAI unterhalten sich ausführlich über Kedira, obwohl der sich gar nicht auf dem Feld tummelt, und die Anzahl der Erwähnungen von „Sweinsteiger“ überschreitet deutlich die Anzahl Ballkontakte des Spielers. Wir sind die einzigen Deutschen, möglicherweise nicht nur hier beim Public Viewing, sondern auf der Insel. Als Deutschland in der Verlängerung das Weltmeistertor schießt, freuen wir uns verhalten, um die geschundene Seele der Italiener ob des frühen Ausscheidens ihrer Mannschaft nicht zusätzlich zu quälen. Mit dem Schlusspfeiff kommt der Chef des Unternehmens „Mi Saziiau“ zu uns, gratuliert und fordert uns auf eine „Lokalrunde“ auszugeben. Machen wir.

Die Überfahrt nach Sizilien ist nervig. Der Zugang zum Außendeck bleibt den Passagieren verwehrt. Statt Meeresrauschen dröhnen die Stimmen der Protagonisten einer italienische Telenovela durch den Schiffsraum. Als sollte jeder Gedanke, an das, wofür dieses Meer in den letzten zehn Jahren Sinnbild geworden ist, in seichter Bilderflut ertrinken.

Nach dreieinhalb Stunden erreichen wir Porto Empedocle. Die Fahrt nach Pozzallo mit Mietauto dauert weitere vier Stunden. Es ist eine Tagesreise von Lampedusa in eines der beliebtesten Urlaubsziele der Italiener an der südlichsten Spitze Siziliens.

„Ich schätze 550“, beantwortet die Frau im roten Poloshirt hinter dem Rolltor meine Frage, wie viele Menschen zur Zeit in diesem Centro d'accoglienza auf dem Hafengelände beherbergt würden. Sichtbar ist davon ein einziger, der gerade von Beamten des

Innenministeriums im Schatten des Gebäudekomplexes befragt wird. Die Gebäude sind auf den von der Straße her einsichtigen Seiten fensterlos. Der Weg vom Städtchen bis zum Hafen fällt unter der sengenden Hitze schwer. Als wir versuchen jenen Teil des Hafengelände zu betreten, hinter dessen Einzäunung die Boote liegen, hält uns ein Polizist auf. „Jetzt wo das Meer ruhig ist, kommen viele Schiffe“, sagt er. Über das Gelände spazieren dürfen wir nicht, aber in der Bar einen Espresso



Centro d'accoglienza, Pozzallo

trinken. Die Gäste des Café Riva tragen T-Shirts, die sie als Mitarbeiter der NGO „Save the Children“ und dem UNHCR ausweisen. Das Erstaufnahmelager und alle damit verbundenen Fragen scheinen outgesourced. Niemand braucht um seinen Badeurlaub zu fürchten. Zwei Kilometer trennen in Pozzallo Normalität vom Ausnahmezustand. Der Job der Frau, die im roten Poloshirt auf einem Stuhl hinter dem Tor sitzt, ist es allerdings, die Fragen der Menschen, die vor diesem Tor ankommen, zu beantworten. Und sie tut dies freundlich. Als sie mir keine weiteren Auskunft mehr geben kann, ruft sie den Commandate des Centro, und auch er wendet sich mir zu, offen und bereitwillig. Bewaffnete Militärs gibt es hier nicht. Der Weg zurück führt vorbei am Schiffsfriedhof, der anders als in Lampedusa, unzugänglich hinter schweren Eisengittern liegt. Wir suchen Schatten. Von Francesco, einem pensionierten Englischlehrer, erfahren wir, dass einige Immigranten an der Kirche im Stadtzentrum Fußballspielen würden.

Wir treffen auf eine Gruppe junger Afrikaner. Sie sitzen verteilt auf dem Kirchenvorplatz, einzeln oder in kleinen Gruppen. Wir setzen uns in einiger Distanz auf die Treppe. Aus einem benachbarten Haus tauchen immer mehr junge Männer auf. Die Neugier ist gegenseitig - wir beobachten uns. Fast alle tragen Trainingshosen, die mit dem Schriftzug *Roma* bedruckt sind, viele in Kombination mit einem gelben T-Shirt – Kleidung, die ihre eigene, in den Schiffen zurückgebliebene, ersetzt – eine neue Haut. Es sind minderjährige Jugendliche, für die Stadtverwaltung die Möglichkeit geschaffen hat, der Enge und Beklemmung des Erstaufnahmelagers zu entkommen und die seit ein paar Wochen in zwei schönen Altbauten im Stadtzentrum leben. Sechzehn oder siebzehn Jahre alt, haben sie ihre Suche nach dem Europa ihrer Träume und Hoffnungen alleine gewagt. Ein Höllentrip durch Täler der Gewalt, der bei einigen Jahre gedauert hat und auf dessen letzter Etappe jede Welle noch das Leben über Bord spülen konnte. Die jungen Männer hören sehr genau zu, als ich mich vorstelle, ihnen erkläre, dass ich mich im Rahmen meiner künstlerischen Arbeit mit dem Thema „Migration“ beschäftige und sie dann frage, ob sie mir von ihrem Leben und ihrem Weg erzählen würden.

Dazu bräuchte ich eine Genehmigung der Stadtverwaltung, klärt Salvo mich auf. Auch er

trägt das rote Poloshirt, welches ihn als „Operator“ ausweist. Die Jugendlichen haben meiner Anfrage zugestimmt, auch die Betreuer sind einverstanden, die Atmosphäre ist freundlich. In Pozzallo setzen die Menschen offensichtlich auf Kommunikation.

Zwei Minuten nach neun erkundige ich mich im ersten Stock des Rathauses von Pozzallo nach Virginia. Sie ist es, die mir eine entsprechende Erlaubnis erteilen kann. Nach zwanzig Minuten Wartens fordert mich die Vorzimmerdame auf, meine Richiesta schriftlich einzureichen. Ich rase zurück in unser Bed-and-Breakfast. Einen formalen Brief auf italienisch zu formulieren, kostet mich mindestens die dreifache der üblichen Zeit, schaffe ich es nicht vor der Siesta, ist die Chance vertan. Als ich um zehn nach elf ein zweites Mal im Vorzimmer stehe, geleitet man mich freundlich zu Virginia. „Für mich“, sagt die Dottoressa, die auf dem Bürgermeisteramt verantwortlich zeichnet für die Kommunikation zwischen Bürgern und Stadt, „hat jeder Mensch das Recht sich auf der Welt frei zu bewegen. So wie die Zugvögel, die ihren Aufenthalt ihren Bedürfnissen anpassen“ - „Wurzellosigkeit als menschliche Spezifität - a man is not a tree - als menschliche Würde.“¹, so formuliert es Vilém Flusser. Virginia hat die Obhut über die minderjährigen Einwanderer. Ich zeige ihr ein Konzeptpapier mit den Arbeitsansätzen für dieses neue Projekt. Sie spricht mir ihr Vertrauen aus und autorisiert meine Richiesta.

Die Geschichten der jungen Männer aus Gambia und Nigeria, die ich an diesem Nachmittag auf dem Kirchenvorplatz höre und aufzeichne, formulieren Unvorstellbares, ruhige Worte beschreiben unerträgliches Leid und Schmerz. Die Jungs vor mir sind keine schwachen Flüchtlinge, sondern Immigranten, die einen ungeheuren Willen ausstrahlen und die ihre Ziele, für die sie die letzten Jahre gekämpft und für die sie



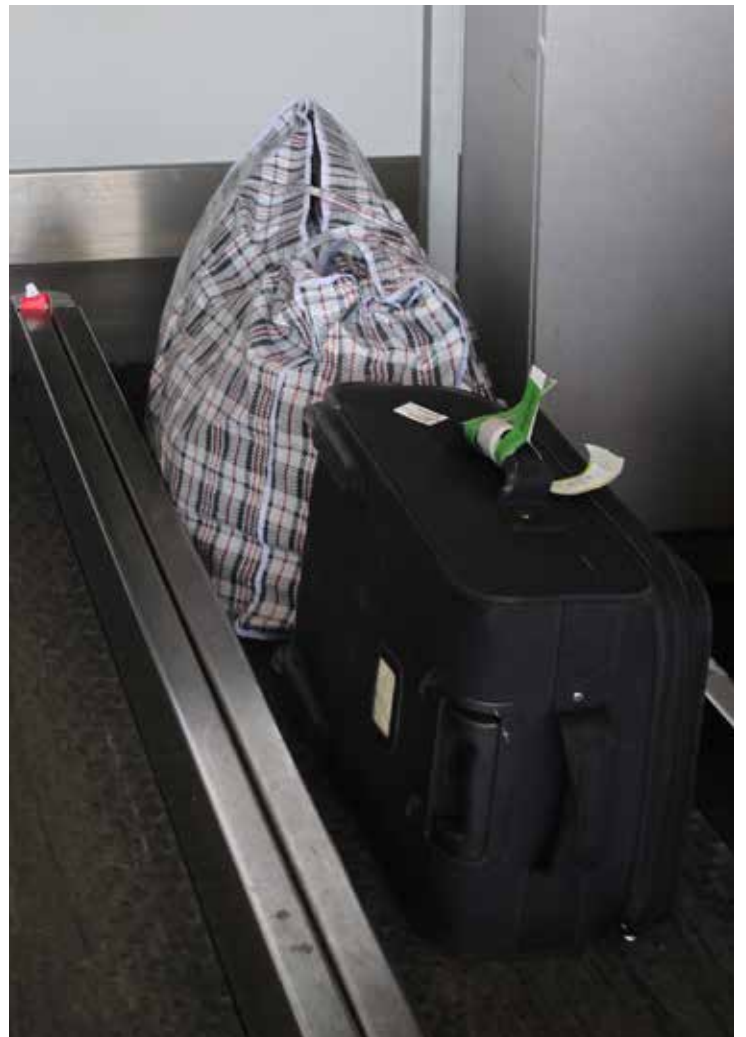
Karamba, Mutharr, Yaya

ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben klar benennen. An erster Stelle steht Bildung. Keiner von ihnen besitzt etwas, nicht ein Foto, nicht ein Erinnerungsstück. Die Nacktheit mit der sie ankommen, ist das Bild ihres Neuanfangs, im Boot oder bei Ankunft haben sie das letzte, was sie noch auf der Haut trugen, ausgezogen. Sie haben sich in Startposition gebracht. Sie wollen ihre Zukunft leben.

Die Menschen, die sich in Pozzallo um sie kümmern, können dies nur befristet tun. Nach Klärung ihres Status werden die jungen Männer verlegt. Eine Abschiebung fürchten sie nicht. Zum Abschluss unseres Gespräches formulieren die vier noch ihre Dankbarkeit gegenüber Italien, der Küstenwache, die sie gerettet hat, und denjenigen, die sie mit dem notwendigsten - inklusive einem Handy- versorgt haben: „Wir wissen nicht“, sagt Mutharr, „wie wir das Italien jemals zurückzahlen können.“ Sie appellieren an Europa, Italien zu unterstützen.

Ich empfinde den allergrößten Respekt für diese jungen Männer, die stellvertretend für viele andere gesprochen haben. Sie haben mit ihren sechzehn oder siebzehn Jahren den Gang durch die Wüste, jahrelange Misshandlungen in Libyen und das Meer überlebt. Wer das übersteht, muss berufen sein.

Mein Kopf bleibt für zwei Stunden taub.



barbara caveng
assistenz: mario radina

Flughafen Catania: Im Gepäck Kleidungsstücke aus Lampedusa